

Sibylle Baillon

Wie
Spuren
am See
Die Rückkehr

Bodensee-Saga

GMEINER



Sibylle Baillon

Wie
Spuren
am See
Die Rückkehr

Bodensee-Saga

GEDÄCHTNIS DER LIEBE Nachdem Isabella und Chris sich endlich in der erst kürzlich geerbten Villa am Bodensee eingerichtet haben, sehnen sich beide nach dem wohlverdienten ersten gemeinsamen Urlaub. Doch vorerst muss Isabella ihre Vernissage meistern und Chris dringend seinen verspäteten Roman vollenden. Alles läuft in geregelten Bahnen, bis plötzlich die 70-jährige Gudrun unerwartet bei ihnen auftaucht. Auf der Flucht vor ihrem gewalttätigen Ehemann wollte sie Ada – Isabellas kürzlich verstorbene Gönnerin – um Hilfe bitten. Als sie vom Ableben ihrer einstigen Freundin erfährt, bricht für sie eine Welt zusammen. Ohne lange zu überlegen, nimmt sich das Pärchen der Notlage an und bietet der Hilfebedürftigen kurzfristig Schutz, nicht ahnend, was diese Entscheidung ins Rollen bringt ...

© GV Studio Photo



Sibylle Baillon wurde 1966 in Frankfurt am Main geboren. Nach einer erfolgreichen Ausbildung zur Bürokauffrau folgte sie dem Ruf der Ferne und zog nach Frankreich, wo sie als Leiterin der Exportabteilung im Blumengroßhandel Karriere gemacht hat und später Ausbilderin wurde. Seit jeher von Geschichten vergangener Epochen fasziniert, arbeitet sie heute als freie Autorin und hat bereits zahlreiche Romane veröffentlicht. Wenn sie also nicht gerade in Büchern schmökert, gilt ihre Leidenschaft dem Schreiben romantischer, historischer sowie kriminalistischer Geschichten.

Sibylle Baillon

Wie
Spuren
am See
Die Rückkehr

Bodensee-Saga

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2024 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Susanne Tachlinski
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Fotos von: © D.Bond / shutterstock.com
und Tommy / Pixabay
ISBN 978-3-8392-7785-0

Für meine liebe Cousine Lucienne

Die Dornenkönigin

*Im feurigen Schein der Begierde,
Dein Wesen mir erst fremd,
Bunt malst du mit Liebeszierde,
Bis es feuerrot brennt.*

*Der Sog der Verdammnis
Radiert die Kreide fort,
Zerrt und rüttelt bis zum Verschliss,
Holt dich von diesem Ort.*

*Stachel so dick wie Drachenzähne
Stechen und piken alles auf,
Reißen Wunden in das Schöne,
Die Zeit nimmt ihren Lauf.*

*Die Blüte stirbt,
Reißt Löcher in Ketten,
Das Lodern verdirbt,
Nichts kann dich mehr retten.*

*Dornenkönigin, so verschwiegen,
Mit dem Fluch sie richtet,
Wollte siegen,
Doch es hat sie vernichtet.*

Prolog

Wenn doch nur ...

Mit zusammengekniffenen Augen schaute sie zu dem Gemälde empor und seufzte laut vor sich hin. Sollte es das wirklich gewesen sein? Alle Hoffnung war gewichen, die Liebe versiegt, der Glanz verloren? War das Glitzern abgestumpft, das Vibrieren erloschen, die Hitze erkaltet?

Nein, kam prompt die Antwort der kleinen Stimme in ihrem Ohr. *Nein, das darf nicht sein!*

Dabei hatte es so verheißungsvoll begonnen. Ganz eindeutig waren sie füreinander geschaffen gewesen, und nichts würde sie über diesen Verlust hinwegtrösten können. Sie hatte so innig gehofft, dass sich doch noch alles zum Guten wenden würde. Auf ein Zeichen, einen Wandel, eine Geste. Hatte sie nicht alles aufgegeben, um dem Ruf der Liebe zu folgen? *Hör auf dein Herz*, hatte sie sich gesagt, *denn ein Herz kann nicht lügen*. Genau. Ein Herz sieht. Sieht in die Seele der Menschen, heißt es. Sieht Dinge, die der Verstand nicht wahrnimmt. Ein Herz spürt. Spürt die Aufrichtigkeit des anderen. Ein Herz weiß von Zeichen, die der Geist zu unterbinden wünscht.

Eine Träne rann ihr übers Gesicht, so überraschend, dass sie fast darüber lächeln musste. Es war lange her, dass sie das letzte Mal das salzige Nass auf ihren Lippen gespürt hatte, denn ihre Augen waren vertrocknet, die Quelle versiegt gewesen. War es die bevorstehende Änderung, die die

Schleusen zu ihren Empfindungen wieder öffnete? Traten die Erinnerungen deshalb plötzlich mit voller Wucht in den Vordergrund?

Damals war er ihr mit Haut und Haar verfallen gewesen. Das hatte sie zumindest gedacht. War es da nicht natürlich, dass sie an seine Versprechungen und an diese gewisse Harmonie hatte glauben wollen? Diese Harmonie, von der ein jeder träumte? Hatte sie zu viel erwartet? Sich zu viel vom Leben erhofft?

Ermattet riss sie sich vom schier unerträglichen Anblick der Liebenden auf dem Gemälde los und trat durch den Raum ans Fenster, von dem aus sie das Schauspiel des einziehenden Frühlings beobachten konnte. Die warmen Sonnenstrahlen entlockten Mutter Natur die heiß ersehnten Sprossen und Blüten, vertrieben das Mutlose des dauernden Winters, in dem sie lange Monate wie eine Märchenprinzessin hinter hohen Schlossmauern und Eis eingeschlossen gewesen war. Im aalglatten See spiegelte sich der Frühlingszauber, als wollte die Schöpfung auch den skeptischsten Betrachter von der Rückkehr des Schönen überzeugen, die Menschheit doppelt betören.

Wann immer sie an die ersten gemeinsamen Monate zurückdachte, durchfuhr sie der stechende Schmerz des tief sitzenden Stachels. Er durchbohrte ihr Herz gleich einem Speiß den saftigen Braten. Oh ja, sie hatte an die Ewigkeit geglaubt und hatte sie bekommen, wie eine besondere Gabe. Aber diese Ewigkeit hatte keinen Namen. Sie packte einen wie eine Zange, schloss sich ums blutende Herz und ließ nicht mehr los. Man saß da, war hellwach, aber wie gelähmt. Man saß da und hörte dem Tröpfeln des Wasserhahns zu. Plick, plock. Plick, plock ...

Wie verrinnende Zeit, die keine war. Verrinnende Zeit,

die niemand kannte, weil es sie eigentlich nicht gab. Denn Zeit wollte genutzt werden. Zeit brauchte Platz. Zeit wollte mit Erinnerungen gefüllt werden. Zeit war narzisstisch. Denn wenn man ihr nicht gab, wonach ihr so sehr verlangte, wenn man sie einfach so verstreichen ließ, dann rächte sie sich mit unvorstellbaren Qualen der Langeweile. Mit unerträglicher Einsamkeit. Mit ziehender, zwickender, brutaler Einsamkeit. Mit dem Abgrund. Mit dem Leeren. Dem Vakuum, das nichts mehr zuließ.

Aber die Zeit lief weiter. Plick, plock, gemein, höhnisch, egoistisch. Sie wartete nicht. Nicht auf den Gemarterten, nicht auf den ungerecht Verurteilten, nicht auf die verlorene Liebe. Sie verstrich und stahl. Stahl die Jahre, die Jugend, die Weichheit der Haut. Aber sie beschenkte einen auch. Ha, das ja! Sie grub tiefe Falten ins Gesicht, Furchen, die zu Narben wurden. Narben des Gelebten und des Nicht-Gelebten. Narben aus Kummer, deren Krater mit Tränen angefüllt waren.

Man behauptet, Rache ist süß, dachte sie grimmig. Die unsere würde eher bitter ausfallen ... Oder vielmehr qualvoll feurig, heiß wie brodelnde Glut, rot wie zornige Lava, die sich unaufhaltsam voranwältzt.

Und wäre da nicht dieses eine Bedürfnis, das heißer brannte als jegliche Verzweiflung, hätte sie schon längst aufgegeben. Dieses innere Glühen hielt sie aufrecht, weil es in diesem ganzen Desaster endlich ein Ziel gab. Ein Ziel, das der Zeit trotzte. Ein Ziel, das wie ein Gegengift wirkte. Ein Ziel, das einen vor dem Schlimmsten bewahrte.

Wenn doch nur endlich ...

Kapitel 1 – Das Liebestollen

Lindau, Bodensee – Seerosen-Villa – Mai 2018

Wann immer ich auf den See schaute, füllte sich mein Herz mit dem unbeschreiblichen Gefühl von absoluter Vollkommenheit, und mir wurde bewusst, wie viel Glück mir vergönnt war. Noch schlaftrunken lag ich auf dem Bett und beobachtete den Tanz der morgendlichen Sonnenstrahlen, die durch die verschnörkelten Zierelemente des Balkongeländers zu uns ins Zimmer drangen und mit ihren Schatten ein vollendetes Kunstwerk auf den Fußboden zauberten.

Der Alltag sorgte dafür, dass man sich schnell an das Herausragende gewöhnte. Eingebettet in all die Vorhaben, Sorgen und Hürden, die das Leben einem in den Weg legte, nahm man es oft kaum noch wahr und wurde irgendwann sogar blind dafür. Aber täglich schwor ich mir, niemals in diese Falle zu tapsen, niemals diesen Frevel zu begehen, niemals die Schönheit und Unübertrefflichkeit dieses Geschenks, das mir das Schicksal gemacht hatte, zu übersehen.

Und dabei ging es mir nicht nur um diese wundervolle Villa, die mir von einer damals wildfremden Dame namens Ada, der ehemaligen und heimlichen Geliebten meiner Großmutter Maria, vermacht worden war. Allein das war schon Grund genug, dem Dasein täglich für diese Gabe zu danken. Aber das Schönste, was mir gewährt worden war,

war die Liebe zu dem Mann, der hinter mir lag und leise schnarchte, was mir ein Lächeln entlockte. Chris.

Da lagen wir, eng umschlungen, unzertrennlich. Seine warmen Hände breiteten sich besitzergreifend auf meinem Leib aus, als befürchtete er, ich könnte jeden Augenblick vom Erdboden verschluckt werden. Es waren solche Kleinigkeiten und viele andere Aufmerksamkeiten, die mir von morgens bis abends den Tag versüßten, so sehr, dass ich manchmal Angst bekam, dass irgendetwas aus dem Nichts kommen und uns entzweien könnte. Eine Erschütterung, ein Beben, das eine Bruchlinie zwischen uns ins Gestein der Wunderbarkeit reißen könnte, um uns mit riesigen Blöcken und Schollen voneinander zu trennen. Fast als wäre es zu schön, um wahr zu sein.

Ob Chris ähnlich empfand? Ich wagte nicht, das Thema anzusprechen. Es war wie ein Tabu, das zwischen uns zu hängen schien, wie ein gewisser Name in einer berühmten Zauberer-Reihe, der niemals ausgesprochen werden durfte. Es war, als könnten diese Worte – gleich einer Losung – einen jahrhundertealten Fluch heraufbeschwören. Einen Fluch, der seit Menschengedenken nur darauf wartete, dass ein liebendes Herz ihn mit einer unbedachten Äußerung wieder zum Leben erweckte.

Eilig verbannte ich diese furchterregenden Gedanken. Seit wann war ich denn so pessimistisch? Oder waren diese Gefühle ganz natürlich? Nach dem Motto: Je mehr es zu verlieren gibt, umso ängstlicher wird man.

Dabei gab es keinen Grund dazu. Täglich waren wir verratrer ineinander und kamen uns näher. Immer wieder entdeckte ich an Chris eine neue Eigenschaft, die mich verzauberte oder zum Lachen brachte. Und jedes Mal, wenn ich meinte, dass sich diese Gefühle nicht mehr steigern

könnten, musste ich bald einsehen, dass ich damit falschlag. Dann überraschte er mich mit einer weiteren Liebesbekundung – einem wilden Rausch an Gefühlen und verwirrender Leidenschaft. Wir waren wie junge Welpen, verspielt, zärtlich, liebestoll.

Würde es dauern? Konnte es dauern? Waren wir anders als andere Liebende? Oder würden auch wir der listigen Verlockung der Routine erliegen? Konnte der Alltag seine mächtigen Schwingen auch über uns ausbreiten, uns einfangen, um uns mit sich davonzutragen? Würden auch wir eines Morgens die Augen aufschlagen und uns fragen, was uns eigentlich noch beim anderen hält? Würden auch wir irgendwann vergessen, was uns zusammengebracht hatte? Könnten auch wir irgendwann dem Ich-sehe-durch-dich-hindurch-Effekt erliegen? Allein der Gedanke versetzte mir Stiche in die Magengegend. Unangenehme Erinnerungen an meine langjährige Beziehung mit Bernd stiegen in mir empor. Ob ich mich deshalb zu so düsteren Überlegungen hinreißen ließ?

Sicher, aber es war völliger Unsinn. Innerlich schüttelte ich den Kopf. Chris war nicht Bernd. Chris war ganz anders. Chris war ein Wirbelwind, wo Bernd einen Felsen verkörperte. Chris schwebte frei wie eine Pusteblume in den Lüften des Geistes, Bernd war mit steinzeitlichen Wurzeln an den Grund gewebt. Chris war erfinderisch, Bernd glich einer Standuhr, deren Zeiger auf die Sekunde genau eingestellt waren.

Chris ist Chris, versicherte ich mir.

Unwillkürlich musste ich an unsere Anfänge zurückdenken. Die stürmischen Turbulenzen, die uns bei der Aufdeckung der Geheimnisse um die unverhoffte Erbschaft dieser herrlichen Villa zusammengebracht hatten, waren

verklungen. Diese Villa, die wir zu Adas Ehren unter uns oft »Villa Kunterbunt« nannten, weil das Haus von dem vielfarbigen Leben der Künstlerin und ihrer Werke geprägt war, aber auch zur Erinnerung an eine große Schriftstellerin, deren Geschichten unsere Kindheit begleitet hatten. Diese Villa, die mir so einfach in den Schoß gefallen war, ohne dass ich gewusst hatte, wie mir geschah. Diese Villa, die damals so eine Anziehungskraft auf mich ausgeübt hatte, dass mir nichts anderes übrig geblieben war, als ihrer Geschichte und vor allem der ihrer ehemaligen Besitzerin Ada auf den Grund zu gehen. Ada, die unglückliche Geliebte meiner Großmutter. Ada, die ihren eigenen Mann in Notwehr erschlagen und den Rest ihres Lebens unter der Erpressung ihres Nachbarn Georg zu leiden gehabt hatte. Diesem widerlichen Mann, der nicht mehr von dieser Welt war, aber dessen Boshaftigkeit, Habgier und Verblendung so viel Elend um ihn verbreitet hatte, dass ich mir nicht sicher war, ob die Hölle dafür als Strafe ausreichen würde.

Mitunter hatte ich noch Albträume, in denen ich immer wieder meine Großmutter und Ada in jungen Jahren Hand in Hand im Garten stehen sah, als wären sie dem Gemälde entstiegen, das nach wie vor im Wohnzimmer hing, um das aufzuholen, was sie so lange Jahre versäumt hatten. Ich gönnte es ihnen so sehr, dass ich immer wieder versuchte, den Traum mit aller Gewalt aufrechtzuerhalten, für sie beide, auf dass sie sich darin lieben durften. In der Hoffnung, dass sie all die Dinge würden nachholen können, die ihnen zu Lebzeiten verwehrt geblieben waren. Und es erfüllte mich stets aufs Neue mit einer wohligen Genugtuung, obgleich ich genau wusste, dass es nicht von Dauer sein durfte. Denn es brauchte nie lange, dann fuhr Georg in Gestalt eines schwarzbemäntelten Teufels dazwischen, zerstörte das idyl-

liche Bild und verwischte die Pastelle mit dunklen Schlieren, die sich wie wässrige Aquarellfarbe auf einer Leinwand verbreiteten, vom Stoff gierig aufgesogen, was mich jedes Mal schweißgebadet aus dem Schlaf aufschrecken ließ.

Und obwohl ich wusste, dass diese Vision immer wieder den gleichen Verlauf nahm, immer wieder das gleiche Ende erleiden würde, sehnte ich mir diese kurzen Momente fast ein bisschen herbei, wie einen traurig endenden Film, den man sich gefühlt hundertmal anschaute, insgeheim hoffend, dass der Liebende am Ende nicht ertränke.

Es schüttelte mich innerlich, und abermals schob ich die grauen Gedanken beiseite, wollte wieder an etwas Positives denken. Der Anblick des in der aufgehenden Sonne glitzernden Wassers half mir dabei. Festgemachte Boote schaukelten gemächlich hin und her, während sich unser geliebtes Schwanenpärchen federnputzend und wie vom Strom getragen über die glatte Oberfläche dahingleiten ließ. Dahinter türmten sich die majestätischen Alpen wie die gewaltigen Zacken eines Drachenkamms am Horizont auf. Schützend, blitzend und undurchdringlich markierten sie ihr Territorium mit ihren Zinnen und Gipfeln. *Bis hierhin und nicht weiter*, schienen sie jedem Eindringling oder Ausreißer zu sagen. Aber auch der märchenhafte Blütenrausch unseres Gartens hatte eine beruhigende Wirkung, und ich labte mich an dem herrlichen Panorama, das mir zu jeder Witterung das Gefühl vermittelte, in einer weich gepolsterten Postkarte zu verweilen.

»Woran denkst du?«, riss Chris mich aus meinen Träumereien und kuschelte sich noch dichter an mich heran, sodass sein Kinn auf meiner Schulter zu liegen kam.

Wohlig nahm ich seine Nähe wahr und lächelte in mich hinein. »Du bist aber neugierig«, wick ich der Frage aus.

Er knurrte, küsste mich auf den Hals. »Nun sag schon, Bella, sonst muss ich härtere Mittel anwenden, um dich zum Sprechen zu bewegen, das weißt du doch, nicht wahr?«

Vergnügt glucksend rekelte ich mich in seinen Armen, zögerte die Antwort bewusst hinaus. Chris lachte leise, knabberte an meinem Ohrläppchen. Eine angenehme Gänsehaut überlief mich von Kopf bis Fuß. »Wenn du meinst, mich auf diese Weise zu überreden, dann kannst du lange warten.«

»Ach ja?« Mit einem Handgriff drehte er mich zu sich um, als wäre ich ein hauchdünner Crêpe in einer Pfanne, legte sich über mich und hielt provozierend meine Hände seitlich fest. »Treib es nicht zu weit, Isabella Lampert«, zischte er. Jedes Mal, wenn er meinen vollen Namen aussprach, wollte er sich besonders gefährlich geben, was bei mir natürlich das Gegenteil bewirkte.

Ich grinste. »Hu, jetzt bekomme ich es aber mit der Angst zu tun.«

»Na warte«, stieß Chris durch zusammengepresste Zähne hervor, ließ meine Hände los und begann, mich an der Taille zu kitzeln. Ich japste, versuchte, seinen krabbelnden Fingern zu entkommen, doch vergebens. Unerbittlich griffen sie nach mir, piekten und reizten meine Nerven, bis ich verzweifelt nach Luft schnappend um Einhalt bettelte. »Ich sage es dir ja«, krächzte ich außer Atem. »Himmel, hör auf, ich sage es dir!«

Misstrauisch hielt Chris inne, die Hände zum neuerlichen Angriff bereit. Er kannte mich mittlerweile zu gut, um darauf hereinzufallen. »Ich höre?«

Ich prustete leise. »Ich dachte an ... an den Frühling.«

»Lügnerin«. Empört legte er wieder los.

»Nein, nein«, kreischte ich aufgebracht und versuchte, mich aus seinem Griff zu winden. »Ich ergebe mich.«

»Die Wahrheit? Nichts als die Wahrheit?«

»Ja!«

»Schwörst du?«

»Ja, ich schwöre es.«

Er hielt inne. »Also?«

»Ich dachte, was ich doch für ein Glück habe, hier zu sein ... mit dir.«

Chris' Gesichtszüge glätteten sich augenblicklich, und er schaute mich zärtlich erweicht an. »Na siehst du«, wisperte er, küsste mich und ließ von mir ab. »Geht doch.«

Selbstherrlich legte er sich ins Kissen zurück, verschränkte die Arme hinterm Kopf und schaute verträumt an die Zimmerdecke. Seine gerade Nase, die schön geschwungenen Lippen, die wirre dunkle Lockenpracht und die charmannten Grübchen auf den Wangen wirkten auf mich so anziehend wie bei unserer ersten Begegnung. Verlockend luden mich die freigelegten Büschel unter seinen Armen ein, mich an ihm zu rächen. »Du verwendest unfaire Mittel«, stänkerte ich und zahlte es ihm heim, indem ich an seinen Achselhöhlen krabbelte. Doch Chris blieb stoisch, was mich noch mehr ärgerte. Er grinste siegessicher. »Spielverderber«, zischte ich und gab es auf.

»Schlechte Verliererin.«

»Also gut, diese Runde hast du gewonnen.«

Wir lachten.

Chris zog mich an sich, sodass ich seitlich auf ihm zu liegen kam. Bergehrlich schaute er mich an. »Ich empfinde das Gleiche, wenn ich bei dir bin«, sagte er mit rauer Stimme. Er legte seine Arme um mich und wir küssten uns innig. »Und wenn du für einen deiner Aufträge unterwegs bist oder deine Ausstellung vorbereitest, fehlst du mir gewaltig.«

Dieses Geständnis berührte mich zutiefst und fegte die

letzten Reste meiner Befürchtungen davon, wie eine starke Böe noch verbliebenen Staub.

»Und ich dachte immer, du würdest dich ganz im Gegenteil darüber freuen, endlich das Haus für dich allein zu haben«, neckte ich ihn.

»Du meinst, wenn die Katze aus dem Haus ist, tanzen die Mäuse auf den Tischen?«

Vergnügt lachend nickte ich. »Ja, so ungefähr.«

»Wenn ich doch nur könnte«, klagte er. »Ich weiß nicht, welcher Narr einmal behauptet hat, Papier sei geduldig. Das meine ist es jedenfalls nicht. Es will, soll, muss gefüllt werden.«

Chris wurde ernst, nahm mein Gesicht zwischen seine Hände und schaute mir bedeutungsvoll in die Augen. Das Dunkelblaue der seinen wirkte so tiefgründig wie der Bodensee im Morgengrauen. Mystisch, ein wenig unheimlich, aber unbeschreiblich aufregend. Und die gräulichen Kleckser darin wirkten wie die Möwen, die über das Strudeln hinwegschwebten. »Ohne dich ist alles grauer«, sagte er schlicht und ich verstand sofort, was er damit meinte. Mein Puls beschleunigte sich. Es war unglaublich, dass sich meine Empfindungen noch zu steigern vermochten.

»So geht es mir auch«, flüsterte ich bewegt. Abermals küssten wir uns.

»Was hältst du davon, den Tag einfach im Bett zu verbringen?«, raunte Chris verführerisch.

»Das klingt zwar überaus verlockend, aber was wird dein Verleger dazu sagen?«, fragte ich vorsichtig, denn Chris mochte es gar nicht, an seine ewige Verspätung erinnert zu werden.

Tatsächlich erntete ich missmutiges Stöhnen. »Verdammt, du hast ja recht.« Resigniert warf er den Kopf zurück ins

Kissen. »Und es gibt tatsächlich Menschen, die behaupten, dass das Leben eines Schriftstellers ein Traumdasein sei. Dass ich nicht lache. Schuften muss man, tagein, tagaus ... Man kommt niemals raus aus der Bude ... Und selbst diejenigen, die man am meisten liebt, peitschen einen unbarmherzig zu Höchstleistungen an.«

Über diese maßlose Übertreibung musste ich erneut laut lachen. Chris grinste verhalten.

»Das Ergebnis wird umso schöner werden«, konterte ich. »Außerdem sehe auch ich heute keinerlei Möglichkeit, mir freizunehmen, selbst nicht, um den Tag mit einem so reizenden Tunichtgut wie dir im Bett zu verbringen und mich zu was weiß ich für unanständigen Abenteuern überreden zu lassen.«

»Sicher?« Sein vielsagender Blick ließ mich schmunzeln. Verlockend war es allemal.

Bedauernd schaute ich ihn an. »Sicher, mein Liebster. Aber wenn ich meine erste Ausstellung erst einmal hinter mir habe und du deinen Sagen-Schinken beim Verleger abgeliefert hast, dann gönnen wir uns beide eine Pause und verreisen. Was hältst du davon?«

Chris lächelte verträumt, der Gedanke schien ihm außerordentlich gut zu gefallen. »Das ist eine wunderbare Idee. Aber es ist sehr ungeschickt von dir, sie mir ausgerechnet heute schmackhaft zu machen.«

»Warum? Ist es denn kein Ansporn?«

»Schon, aber nicht zu dem, was du damit im Sinn hattest. Jetzt werde ich nämlich den ganzen Tag damit verbringen, mir ein passendes Urlaubsziel auszumalen.«

Erneut lachten wir.

»Je mehr du dich ablenkst, umso später erfüllt sich dieser Traum«, antwortete ich streng.

»Du bist so was von erbarmungslos. Aber es ist auch wieder wahr ...« Chris seufzte so tief, dass man hätte meinen können, die Last der Welt läge auf seinen Schultern.

»Nur Mut, mein Liebster, du schaffst das schon. Ich glaube an dich!« Mit diesen Worten küsste ich ihn auf die Wange, schwang die Beine aus dem Bett und lief mit bewusst kessem Hüftschwung zum Badezimmer. Er knurrte mir hinterher.

Während ich duschte, dachte ich an all das, was ich an diesem Tag zu erledigen hatte. Mein Fotostudio nahm langsam Gestalt an, und auch meine erste Ausstellung, die kurz bevorstand, machte mir viel Arbeit. Eilig kleidete ich mich an, und als ich wieder ins Zimmer zurückkam, fand ich Chris noch immer im Bett liegend vor. Gedankenverloren starrte er auf den See hinaus.

»Du Faulpelz«, schimpfte ich.

»Jaja«, brummte er verschlafen. »Ich komme ja schon.«

Aus dem Untergeschoss erklang ein knappes Kläffen wie ein Ruf zur Ordnung. Unser Vierbeiner schien hungrig zu sein und wollte sicher auch eine Runde ums Haus drehen. Gerade als ich das Zimmer verlassen wollte, klingelte es am Eingang und das empörte Kläffen setzte erneut ein, wurde hier und da von leisem Knurren unterbrochen. Verwundert hielt ich inne und schaute zu Chris, der sich vom Anblick der morgendlichen Seeidylle abwandte und mich ebenfalls nachdenklich anstarrte. »Erwartest du jemanden?«

Er verzog die Mundwinkel. »Das habe ich mich auch gerade gefragt, aber nein, ich denke nicht.« Er schüttelte seine dunklen Locken. »Und schon gar nicht zu so früher Stunde.«

»Okay, ich schau mal nach«, sagte ich und verließ das Zimmer, froh, bereits angezogen zu sein. »Und mach, dass du endlich aus den Federn kommst.«

»Jaja«, wiederholte Chris und ich hörte das Bett quietschen, ein sicheres Zeichen dafür, dass er meiner Aufforderung Folge leistete.

Als ich unten ankam, stand Rex wedelnd und noch immer knurrend vor der Haustür.

»Na du«, begrüßte ich unseren schottischen Hirtenhund und begab mich zum Eingang. Ich spähte aus dem Guckloch und stutzte. Vorsichtshalber hielt ich Rex am Halsband zurück, öffnete langsam die Tür.

»Guten Morgen«, begrüßte ich die alte Dame, die leicht über einen Gehstock gebeugt vor mir stand. Sie trug eine Sonnenbrille, ein Kopftuch und einen beigen Wintermantel, der für Anfang Mai unpassend wirkte.

Auch sie schaute mich stirnrunzelnd an, als wäre *ich* diejenige, die geklingelt hätte. »Grüß Gott, liebes Kind«, hauchte sie verunsichert. Verwirrt blieb ihr Blick an mir haften, als hätte sie jemand anderen erwartet. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber ... Ich muss dringend zu Ada.«

Ein Schrecken durchfuhr mich. Ich räusperte mich. Nicht nur, weil ich nicht damit gerechnet hatte, dass es noch Menschen geben könnte, die nicht über Adas Ableben Bescheid wussten, aber auch weil ich schon am frühen Morgen in die Rolle des Hiobsboten schlüpfen musste. Noch dazu wirkte die Fremde zerbrechlich auf mich. »Es ... Es tut mir leid, aber ... Ada ist leider von uns gegangen«, presste ich heraus, in der Hoffnung, dass meine Worte so schonend wie möglich bei ihr ankommen würden.

Durch die getönten Gläser ihrer Sonnenbrille schaute mich die Dame entgeistert an. Das ohnehin schon bleiche Gesicht wirkte auf einmal transparent. »Sie meinen, sie ist umgezogen? Ach du meine Güte, das ist ja ...« Es schien

eine erschütternde Nachricht für sie zu sein. Jetzt, da Rex sich davon hatte überzeugen können, dass die Besucherin keine Gefahr darstellte, und sich beruhigt hatte, ließ ich ihn ins Freie.

»Nein, ich ... Also ...« *Verdammt*, dachte ich. *Es muss ja doch irgendwann ausgesprochen werden.* »Sie weilt leider nicht mehr unter uns.« Es war gesagt.

»Sie meinen, sie ist ...«

»Ja«, bestätigte ich bedauernd. »Es tut mir leid.«

Die Fremde strauchelte leicht. »Um Himmels willen ...«

»Vorsicht«, stieß ich aus und war mit einem Satz bei ihr, um sie zu stützen. »Sind Sie eine Verwandte?« Betroffenes Kopfschütteln. »Eine Freundin?«, riet ich weiter, um das Gespräch in Gang zu halten.

»Ich ... Ja ...«, stammelte sie, schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Sie war meine einzige wahre Freundin und ...« Sie stockte. »Und meine letzte Hoffnung«, wisperte sie.

Erschüttert starrte ich sie an. »Das tut mir aufrichtig leid.«

»Und wer sind Sie? Die Haushälterin?«, fragte sie ermatet.

»Nein, ich bin Isabella, Adas Erbin.«

Die Augenbrauen meines Gegenübers schossen mit unerwarteter Heftigkeit empor. Fast schien es, als würde sich mit einem Mal jede Faser in ihr versteifen und sich gegen das Gesagte sträuben. »Hatte Ada denn Kinder?«, krächzte sie wankend und hielt sich an meinem dargebotenen Arm fest.

Ich spürte ihre Krallen, die sich in meine Haut bohrten, und runzelte die Stirn. »Nein, nein«, wiegelte ich verwirrt ab.

»Aber ... Wie ... Wie können Sie dann die Erbin sein?«
Es klang misstrauisch, aber keinesfalls missbilligend.

»Es ist eine lange Geschichte. Sie hat mir ihren Nachlass aus anderen Gründen vermacht.« *Warum rechtfertigte ich mich, was geht sie das eigentlich an?*, schoss es mir durch den Sinn.

»Ach so«, sagte die Frau und nickte mehrmals resigniert. Sie schien wieder in sich zusammenzusacken.

»Kann ich vielleicht irgendetwas für Sie tun?«, fragte ich beklommen.

Die Gebrechliche winkte ab. »Das ist nicht nötig. Verzeihen Sie die Störung. Jetzt ist sowieso alles verloren ...« Sie wandte sich von mir ab und trat taumelnd den Rückzug in Richtung Tor an. Dabei stützte sie sich unbeholfen auf ihren Gehstock, der mit jedem Schritt so heftig zu vibrieren schien, dass man hätte meinen können, er würde jeden Augenblick entzweibrechen.

Die Vernunft hätte jetzt sicher gewollt, dass ich die gute Frau ihrer Wege gehen lasse. Jede andere Person hätte eingesehen, nichts für die Arme tun zu können. Jede andere Person wäre wahrscheinlich in die Küche gegangen, um dort ein wundervolles Frühstück für sich und ihren Liebsten vorzubereiten. Jede andere, außer mir. Beim Anblick dieser einsamen, verzweifelten Frau, die noch dazu mit der lieben Ada, meiner Gönnerin, befreundet gewesen war, zog sich mein Herz schmerzvoll zusammen.

Jetzt ist sowieso alles verloren, hallten die letzten Worte der Besucherin wie ein unerwünschtes Echo in mir wider. Und bevor ich mich versah und es mir noch anders überlegen konnte, holte ich sie geschwind ein. »Hören Sie, in diesem Zustand kann ich Sie doch nicht gehen lassen.

Wollen Sie nicht ein paar Minuten hereinkommen, etwas Warmes trinken und mir Ihr Anliegen vorbringen?«

»Wozu soll das gut sein?«, flüsterte sie.

»Vielleicht kann ich Ihnen ja auf irgendeine Weise weiterhelfen«, schlug ich vor, ohne zu ahnen, auf was ich mich da gerade einließ.

»Ach, woher denn. So tief, wie ich gesunken bin, kann ich mich sowieso gleich in den See stürzen.«

Heftiges Unwohlsein stieg in mir auf. Das morgendliche Glücksgefühl, das ich eben noch so stark empfunden hatte, schwand wie der Dunst einer abkühlenden Teekanne, verflüchtigte sich allmählich in der noch frischen Morgenluft. »Wie heißen Sie denn?«

»Gudrun«, murmelte die Dame. »Gudrun Schneider.«

»Nun, Frau Schneider, ich bestehe darauf«, sagte ich sanft, aber bestimmt, presste mitfühlend die Lippen aufeinander und schaute sie entschlossen an. »Ich möchte Sie so nicht gehen lassen. Zwar kann ich Ihnen nicht versprechen, dass sich all Ihre Probleme mit einem Flachs- wickel und einer Tasse Kakao im Nu in Luft auflösen werden, aber zumindest können wir sicher eine vorläufige Lösung finden. Oder wäre Ihnen ein starker Wach- macher lieber?«

Gudrun schaute mich leicht verstört an, dann willigte sie nickend ein. »Ein Kakao wäre wunderbar. Und ... Nennen Sie mich doch bitte einfach Gudrun.«

»Gerne, Gudrun«, antwortete ich und bot ihr meinen Arm an. »Dann nennen Sie mich aber bitte auch Isabella.« Mit diesen Worten begleitete ich sie ins Haus, wo ich ihr aus dem Mantel half. Darunter trug sie ein blumig grünes, aus einem fluiden Satin bestehendes Ensemble, das gut zu ihren Knopf-Ohringen passte und für einen gewöhnli-

chen Wochentag fast etwas zu festlich wirkte, als hätte sie sich für ein großes Ereignis gekleidet.

Nachdem ich Gudrun in die Küche geführt hatte, ließ ich sie auf einem der Stühle Platz nehmen, und während ich ihr das gewünschte Getränk zubereitete, schielte ich ab und an zu ihr hinüber und seufzte innerlich. Was war dieser armen Frau nur widerfahren, das sie so hoffnungslos stimmte? Sicher würde es doch irgendetwas geben, das ich für sie tun könnte. Und während ich die Getränke vorbereitete und den Tisch deckte, dachte ich an Chris und an unser liebestolles Erwachen und fragte mich, was er wohl von all dem halten würde. Aber das, was mir eben noch wie eine Verrücktheit erschienen war, wurde allmählich zur inneren Überzeugung.

Ich war entschlossen, dieser Frau zu helfen. Ich tat es für Ada, der ich so viel zu verdanken hatte. Und je mehr ich darüber nachdachte, umso nachvollziehbarer wirkte diese Entscheidung auf mich. War das Leben nicht ein ewiger Kreislauf von Geben und Nehmen? Hätte ich diese hoffnungslose Frau etwa sich selbst überlassen sollen?

Nachdem ich das Körbchen mit den Flachswickeln auf dem Tisch abgestellt hatte, berührte ich zur Aufmunterung Gudruns Schultern, was sie leicht zusammenfahren ließ.

»Verzeihung«, stammelte ich und zog meine Hand fort. »Ich wollte Ihnen nur versichern, dass alles wieder ins Lot kommen wird.«

»Das ist lieb von Ihnen, Kindchen. Aber ich habe Sie vorgewarnt. Viel werden auch Sie nicht ausrichten können«, sagte Gudrun gedehnt und nickte.

Ich zuckte die Achseln und warf einen Blick aus dem Küchenfenster. Schlagartig kamen die Erinnerungen an Georg zurück, wie er sich jahrelang unbefugt ins Haus

geschlichen hatte, um Ada durch ein Guckloch in der Wand der Wäschekammer zu beobachten. Es schüttelte mich bei der scheußlichen Erinnerung. Ich war heilfroh, dass er nicht mehr unter uns weilte und kein Unheil mehr anrichten konnte.

Vorsichtig balancierte ich die dampfende Tasse Kakao bis zu Gudruns Platz und stellte sie vor ihr ab. Mit einem letzten prüfenden Blick auf den Frühstückstisch versicherte ich mich, dass ich auch nichts vergessen hatte. Schließlich setzte ich mich ihr gegenüber.

»So«, sagte ich und reichte Gudrun den Korb mit dem Gebäck.

Zögerlich langte diese zu. »Danke schön«, erwiderte sie, tunkte den Wickel in die Tasse und biss genüsslich zu.

Auch ich bediente mich. »Dann erzählen Sie mir doch bitte einfach mal Ihren Kummer frei von der Seele«, forderte ich sie auf.

Mampfend schaute mein Gast mich an. Sie kaute zu Ende, schluckte und begann zu erzählen. Und mit jedem ihrer Worte rutschte die Erinnerung an das morgendliche Liebestollen etwas mehr in die Ferne ...

Kapitel 2 – Zwischenspiel

Am Vorabend in Friedrichshafen

Ihr war kalt. Bitterkalt. Fröstelnd zog sie den Umhang fester um sich. Doch das änderte nichts. Die Kälte kroch durch alle Ritzen, durch jede Masche ihrer Kleidung und durchdrang die Haut bis auf die Knochen und sickerte tief in ihre Seele. Oder vielmehr: ins letzte Zipfelchen Seele, das noch in ihr übrig geblieben war. Das bisschen Seele, das wie eine zusammengeschrumpelte Rosine irgendwo in ihrem Schädel verweilte. Gemartert, zertreten, von der Welt vergessen ...

Jetzt war es also vollbracht. Endlich hatte sie sich aus dem jahrzehntelangen Joch befreit, war aus dem Käfig ausgebrochen, der sich wie eine Zange immer enger um sie herum geschlossen hatte. So lange hatte sie auf diesen Moment gehofft, darauf gewartet, ihn sich herbeigesehnt. Hatte nach ihrer Freiheit gelehzt wie eine Verdurstende nach einem Schluck Wasser.

Die Angst war ihr ewiger Begleiter gewesen. Die Angst, nie wieder das pulsierende Leben mitzuerleben. Nie wieder eine belebte Straße entlangzulaufen, nie wieder unbekümmert zu sein. Die Angst, in alldem sich selbst zu verlieren. Und die Angst, dass es keine Gerechtigkeit geben könnte. Denn während sie jahrelang dahingesiecht war, hatten sich andere auf ihre Kosten ein schönes Leben gemacht.

So lange hatte sie sich diesen Tag herbeigeträumt, ihn sich in allen Nuancen ausgemalt, ihn verherrlicht. Wie oft hatte sie am Fenster gestanden und den Menschen da draußen zugeschaut? So oft, dass sie es nicht zu sagen vermochte. Die Male, die Jahre, die düsteren Gedanken, die sie dabei immer wieder aufs Neue gepackt hatten. So lange war sie eingesperrt gewesen. So lange hatte sie sich selbst aufgegeben, hatte nicht mehr wirklich daran geglaubt, hatte in den Abgrund der Menschlichkeit geschaut.

Damit war jetzt Schluss. Jetzt würde sie sich holen, was ihr schon immer zugestanden hatte. Diesmal würde sie schlauer vorgehen. Aus und vorbei mit der Gehorsamkeit. Aus und vorbei mit der Untertänigkeit. Aus und vorbei mit der Hörigkeit. Die freundliche Version ihrer selbst gab es nicht mehr, hatte sich in Ätze verwandelt. Brennende, brodelnde und dampfende Ätze. Gefährlich, unsichtbar und alles durchdringend. Rache! Ja, sie wollte Rache. Vergeltung. Wollte, dass ihr langes Siechen gesühnt wurde. Wollte den Verantwortlichen endlich die Rechnung präsentieren. Nein, besser noch: Sie wollte, dass die Schmach zehnfach vergolten wurde.

Ihr früheres Ich, das schwache, existierte nicht mehr. Jetzt gab es nur noch diejenige, die sich ihre Freiheit zurückholte, diejenige, die Gerechtigkeit für all das erlittene Leid verlangte. Diejenige aber, die all die verfluchten Jahre klein beigegeben hatte, um unauffällig zu bleiben, die gab es nicht mehr.

Die ganze Zeit über hatte sie sich dumm und unwissend gestellt, hatte den Schutzschleier der Naivität bewahrt. Jahrelang hatte sie eingesteckt, erduldet, erlitten. Die Demütigungen, die Gewalt, die scheußliche Behandlung. Jahrelang hatte sie geschluckt, gebetet, beschworen ... Nichts hatte genützt!

Egal, wie laut es in ihr geschrien, wie sehr sie geweint hatte, egal, mit welcher Wucht ihr Herz nach der Desillusion in tausend Stücke gerissen wurde: Sie hatte überlebt! Sie hatte eine Mauer um sich herum gebaut und sich dahinter verschanzt. Sie hatte das Grausame ausgeschlossen, sich wie ein Igel eingerollt und hatte erduldet. Sie hatte überlebt, ja verdammt, überlebt!

Tief einatmend verfolgte sie ihren Weg, den sie in den Jahren der Gefangenschaft in- und auswendig gelernt hatte. In Wirklichkeit schien alles größer und beängstigender, aber sie kannte ihn wie ihre Westentasche. Trotzdem fühlte sie sich in den Gassen dieser Stadt wie ein verletztes Tier, dem man vor langer Zeit die Freiheit geraubt hatte, und das nach vielen Jahren durch einen winzigen vergessenen Spalt im Zaun ihres Gefängnisses hatte fliehen können. Ein armes Geschöpf, das mit einem Schlag in eine Welt eintauchte, die nichts mehr mit der zu tun hatte, die es einmal gekannt hatte. Da, wo früher Bäume gestanden hatten, ragten riesige Betonklötze in den Himmel, wo früher Felder und Weiden das Auge verwöhnt hatten, war jetzt alles zugepflastert.

Kaleidoskopartig nahm sie die Einzelheiten ihrer Umgebung wahr. Einzelheiten, die wie Glasstücke in der Spielzeugröhre kullerten und stetig neue Muster bildeten. Es wirkte alles so anders, viel bunter, als es ihr in Erinnerung geblieben war. Und es waren nicht die kurzen, bespitzelten Ausflüge, die ihr ab und an vergönnt gewesen waren, die etwas an dieser Fremde, die sie beim Anblick all dieser Neuerungen empfand, geändert hätten.

Überall schienen ihr dunkle Schatten zu folgen, riesige schemenhafte Gestalten, die mit gierigen Krallen nach ihr griffen, um sie in die Welt des Grauens zurückzuholen. Sie keuchte leise und lief weiter. Nur fort. Nur fort,

aber bedacht. Der kleinste Fehltritt könnte alles über den Haufen werfen, ihren so lange ausgeklügelten Plan mit einem Schlag zunichtemachen, sie wieder an den Nullpunkt zurückzwingen, in Gefangenschaft, ins Dunkle, ins ewige Nichts ...

Sie würde schlau vorgehen müssen, so, wie sie es bis jetzt gehalten hatte. Schadenfroh lächelte sie vor sich hin. Eigentlich war sie zu alt für solche Strapazen. Zu alt und zu eingerostet. Und genau dieser Glaube hatte ihr für die Umsetzung ihres Plans einen gewaltigen Vorteil verschafft, denn wer konnte sich vorstellen, dass eine 70-Jährige von heute auf morgen ein solches Unterfangen wagen würde? Wer hätte ihr zugetraut, müde und zerbrechlich und leicht dement, wie sie sich immer gegeben hatte, dass sie in der Lage sein würde, ein so gewitztes Fluchtvorhaben umzusetzen? Wer hätte auch nur im Geringsten ahnen können, dass sie in ihrem Alter bereit war, noch solche Risiken auf sich zu nehmen?

Niemand. Und genau das war ihr Vorteil.

Voller Zuversicht lief sie über die große Rasenfläche, die mit wunderschönen Beeten aus lilafarbenen, gelben und weißen Veilchen verziert war, in Richtung Bahnhofsplatz. Es duftete nach Frühling, nach Unbekümmertheit. Aber noch durfte sie sich davon nicht ablenken lassen. Jetzt galt es, einen kühlen Kopf zu bewahren und methodisch vorzugehen. Erst, wenn sie ihr Vorhaben vollständig umgesetzt hatte, würde sie nachts wieder ruhig schlafen können. Jemand würde zahlen müssen. Und solange das nicht der Fall war, solange sie nicht wieder den ihr zustehenden Platz eingenommen und die Ordnung der Dinge herbeigeführt hatte, würden die Blumen, die Gerüche, der Frühling und die lieblichen Gefühle warten müssen.

In all der Modernität, die sie von allen Seiten anzuspriegen schien, bildete das imposante längliche Bahnhofsgebäude mit der gelben Fassade, den weißen Rundbogenfenstern und den zwei großen Seitenflügeln einen angenehmen Kontrast. Unter dem abendlichen Wolkenhimmel und dank des schwachen Laternenlichtes wirkte dieses Bauwerk aus dem 19. Jahrhundert wie ein verwünschtes Schloss einer anderen Epoche. Der Anblick strahlte eine gewisse Geborgenheit aus; eine ältliche, vertraute Atmosphäre, die sie fast ein wenig nostalgisch stimmte. Wären da nicht die Busse und Autos, hätte sie sich im Schein der hell beleuchteten Fenster sogar eine Ballnacht ausmalen können. Fast meinte sie, das Gelächter der Feiernden zu vernehmen, sich nur auf die Zehenspitzen stellen zu brauchen, um einen Blick auf die eleganten Roben zu erhaschen. *Komm*, schien der helle Glanz sie zu rufen. *Komm, hab keine Angst und tritt ein*. Sie zögerte. Fast war es zu verlockend, um wahr zu sein. Befand sie sich hier wirklich in Sicherheit? Die Antwort lautete ganz deutlich: *Nein! Nirgends bist du mehr in Sicherheit!*

Prompt holte sie sich in die Gegenwart zurück. Sie würde höllisch auf der Hut sein müssen. Sofort warf sie einen Blick auf die Uhr, die über dem Eingang hing. Es war 23 Uhr. Gut! Genug Zeit, um noch schnell eine Fahrkarte zu kaufen und in den letzten Zug zu steigen. Je schneller sie hier fortkam, desto besser.

Als sie die Bahnhofshalle betrat, schien es, als wollte sie selbst der Geruch, der ihr entgegenschlug, in die Irre führen. Hätte sie in diesem Moment die Augen geschlossen, wäre die Illusion vergangener Tage perfekt gewesen. Eine Mischung aus Kohle, verbranntem Grafit und Teer vermengte sich mit dem üblichen Mief von Holzbänken,

staubigen Böden und den zahlreichen Ausdünstungen der vielen Reisenden, die hier tagein, tagaus passierten. Es war beruhigend, dass sich manche Dinge trotz des unaufhaltsamen Voranschreitens der Zeit nicht änderten, und wenn es auch nur das Innenleben einer veralteten Bahnhofshalle war.

Doch sie zwang sich zur Wachsamkeit, nahm selbst das kleinste Detail so intensiv wahr, dass es sie schier unermessliche Kraft kostete, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Da war der Barman in der Bahnhofs-Gaststätte, der seinen ohrenbetäubenden Milcherhitzer zur Säuberung rauschen ließ, die Stimme der Ansagerin, deren vermeintlich letzte Nachricht aus den Lautsprechern dröhnte, oder der Schaffner, der in seine schrille Pfeife blies. Neben ihr holte ein eiliger Passant im Vorbeigehen ein Kaugummi aus einem laut knisternden Alupapier heraus. Das rhythmische Quietschen der kleinen Rädchen eines Gepäckwagens zertrännte an ihren Nerven, und die grellen Neonleuchten schienen sie geradezu mutwillig anzukreischen.

Mit einem Mal brach ihr der Schweiß aus. *Ruhig Blut*, mahnte sie sich. *Schau nicht drein wie eine Schuldige. Zeige keine Angst. Gib dich unauffällig, lächele.*

Die Mobilitätszentrale war wie erwartet bereits geschlossen, und so begab sie sich direkt zu einem der Automaten. Und obwohl sie sich darauf vorbereitet hatte, blieb sie auf einmal wie gelähmt davor stehen. Wo musste sie noch draufdrücken? Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen zu einem pampigen Brei, nichts ergab mehr Sinn. Sie spürte das Kribbeln an ihrer Unterlippe, ihr altbekannter Begleiter, der sich zurückmeldete.

Geh!, schrie sie ihn innerlich an. *Geh und lass mich in Frieden! Nicht hier, nicht jetzt. Keine Attacke, verdammt! Bleib fort ...* Wenn die Krise kommen und ihre Sinne bene-

beln würde, wäre alles verloren. Sie musste bei Verstand bleiben, sich erinnern. Das Abdriften war hässlich und schonungslos, wie ein breiter Schlund, der einen verschlang und wieder ins Vergessen hinabzog.

Unwillkürlich zuckte sie zusammen, als eine Gestalt an sie herantrat.

»Griäßgodd, kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?«, fragte der Bahnbeamte und schaute sie an.

»Grüß Gott«, antwortete sie heiser. »Äh ... Also ... Ich habe meine Brille vergessen ... Ich bräuchte eine Fahrkarte nach Lindau-Hauptbahnhof, bitte.«

»Möchten Sie einen Einzelfahrschein?«

»Ja, bitte.«

»Der nächste Zug geht allerdings erst morgen früh um fünf.«

Erschüttert starrte sie den Beamten an. »Nicht um 23.15 Uhr?«

»Nein, da sind Sie falsch informiert. Der letzte Zug verlässt die Station pünktlich um 23.02 Uhr.« Wie zum Beweis zeigte er nach draußen zu den Gleisen, wo der rote Regionalzug gerade an Fahrt gewann.

Sie stöhnte innerlich, versuchte jedoch, sich ihren Schrecken nicht ansehen zu lassen. Je länger sie hier verweilte, umso mehr schrumpften ihre Chancen, unentdeckt zu bleiben. »Das geht schon in Ordnung«, gab sie sich gelassen.

»Wir schließen in einer halben Stunde.«

»Kein Problem.« *Auch das noch!* Entsetzt blickte sie sich nach allen Seiten um. Tatsächlich lag das immense Gebäude zu dieser fortgeschrittenen Stunde verlassen da. Ein Straßenkehrer fegte die vergessenen Abfälle der Reisenden zusammen, hinterlassene Überbleibsel, die wie Stigmata des Lebens wirkten. Eines Lebens, das sie nicht mehr

kannte. Eines Lebens, das sie, die Geächtete, von allem Schönen ausgeschlossen hatte.

Der Beamte musterte sie stirnrunzelnd. »Nicht weit von hier ist ein Hotel«, sagte er. »Dürfte nicht sehr teuer sein.«

Was wollte er damit sagen? Dass sie arm war? Sie richtete sich auf und reckte das Kinn nach vorne. Dabei hatte sie sich für dieses Ereignis doch besonders fein hergerichtet. »Ein Hotel kann ich mir allemal leisten«, rechtfertigte sie sich.

»Wollen Sie jetzt trotzdem die Fahrkarte?« Es klang ungeduldig.

»Selbstredend!«

Er tippte die Daten auf dem Display der Maschine ein. »Das macht 7,80 Euro.«

Empört riss sie die Augen auf. Mit diesen verflixten Euros war sie noch nie klargekommen, hatte nie ein Gefühl dafür entwickeln können. Hastig kramte sie ihr so lange zusammengespartes Kleingeld aus der Manteltasche hervor und hielt es ihrem Helfer mit offener Hand hin.

Missmutig und mit spitzen Fingern klaubte sich der Beamte die nötigen Münzen heraus und steckte sie eine nach der anderen in den Apparat, der diese scheppernd verschluckte, um wenige Augenblicke später das Ticket auszuspucken. Aus Angst, das Ungetüm könnte womöglich ihre Finger einsaugen, starrte sie auf das ersehnte Objekt, dessen Ende gewölbt aus dem Schlund hing. Ungeduldig zog der Bahnbedienstete daran, sodass es schließlich vollständig herausrutschte, und reichte es ihr.

Mit einem knappen »Dankeschön« nahm sie es so ehrfürchtig entgegen, als handele es sich dabei um den goldenen Gral aller Privilegien, das Sesam zu einer anderen Welt. Einer Welt ohne verschlossene Türen, ohne undurchdring-

liche Fenster, die einem vorgaukelten, doch alles mitzuerleben, aber eben nur von innen. Einer Welt, in der sie endlich sie selbst sein durfte, endlich die Seite ihres Ichs entfalten konnte, die so lange hatte zurückstehen müssen. Diese Fahrkarte war das Billett in die so lange ersehnte Freiheit, es kam einem Sechser im Lotto gleich. Wie einen kostbaren Schatz verstaute sie das kartonierte Stück in ihrer Tasche und hastete durch die Bahnhofshalle davon ...

Kapitel 3 – Sagengrollen

Lindau, Bodensee – Seerosen-Villa – Mai 2018

Mal erschüttert, mal fassungslos starrte ich Gudrun an, als sie mir ihre Geschichte darlegte. Während sie mir erzählte, wie sie eine gefühlte Ewigkeit mit einem gewalttätigen Alkoholiker zusammengelebt hatte und dessen Launen ausgesetzt gewesen war. Wie sie die Demütigungen, Schläge und Erpressungen jahrzehntelang über sich ergehen ließ. Wie sie nach einem weiteren heftigen Übergriff vor ein paar Tagen einen guten Moment abgepasst und das Haus fluchtartig verlassen hatte, um sich auf den Weg zu ihrer Freundin zu machen, in der Hoffnung, die ehemalige Verbündete, wie sie Ada liebevoll nannte, könnte sie in ihrer Not ein paar Tage beherbergen oder ihr zumindest weiterhelfen.

»Warum sind Sie denn um Himmels willen so lange bei ihm geblieben?«, empörte ich mich, obwohl ich im Grunde wusste, dass es eine unsinnige Frage war. Es war allgemein bekannt, dass Opfer solcher Gewalttäter es selten schafften, einfach zu gehen. Aus Furcht vor der Rache ihres brutalen Gefährten, aus mangelndem Selbstbewusstsein und der sich daraus ergebenden Angst vor dem, was sie »draußen« erwartete, oft aber auch, weil sie – so verrückt es auch klingen mochte – ihren Peiniger noch immer liebten.

»Ach, Kind. Er war ja nicht die ganze Zeit über unheimlich. Manchmal war er so lieb und angenehm wie ein Lamm.